

Objekttyp: **Issue**

Zeitschrift: **Zürcher Student : offizielles Organ des VSETH (Verband der Studenten an der ETH Zürich) & des VSU (Verband Studierender an der Uni)**

Band (Jahr): **10 (1932-1933)**

Heft 10

PDF erstellt am: **12.07.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

ZÜRCHER STUDENT

OFFIZIELLES ORGAN DER STUDENTENSCHAFT DER
UNIVERSITÄT ZÜRICH UND DES VERBANDES DER
STUDIERENDEN AN DER EIDG. TECHN. HOCHSCHULE

X. Jahrgang, Heft 10 — März 1933

Preis der Einzelnummer Fr. —.50

Jahresabonnement Fr. 5.—

REDAKTION: Dr. Rob. Tobler, Drusbergstr. 10, Zürich 7. Tel. 20.532

VERLAG: Müller, Werder & Co., Wolfbachstraße 19, Zürich

NACHBARN IM KOLLEG.

Manchmal kann man sie fast nicht mehr Nachbarn nennen. Sie sitzen zu weit weg. Der nächste drei Bänke vor mir — zwei Sitze nach rechts. Diese Hofsiedelung herrscht in der Mitte des Semesters oder bei einem alten Privatdozenten.

Aber dieser Unbekannte rechts vor mir geht mich doch etwas an, nimmt mich sogar augenblickelang so gefangen, daß ich eine Jahrzahl überhöre. Ich weiß nur, daß Voltaire eingesperrt wurde. An der Prüfung wird man mich fragen: Wann wurde Voltaire — der trockenste Geist des Jahrhunderts geistert heiß durch mein armes Gehirn, und ich stenographiere gejagt eine Viertelstunde lang jedes Wort. Bis ich ermüdet aufschau: der vor mir, die Arme verschränkt, lehnt sorglos in der Bank. Und schon liegt meine Füllfeder im Holzkanal.

Er hat wirklich recht. Es geht ganz gut so. Ich beginne für ihn zu sympathisieren. Natürlich ein älteres Semester, das rationeller arbeitet als alle andern. Er ist schon ordentlich fleischig im Gesicht. Und wie er ununterbrochen aufpaßt! So braucht man ja wirklich nichts aufzuschreiben. Ich schraube die Füllfeder zu und schließe das Kollegheft; merke aber auch plötzlich, daß ich vor lauter Freude an meinem Nachbar eine Viertelstunde lang nicht aufgepaßt habe.

Es läutet. Die Hofsiedelung verschiebt sich und konzentriert sich nach der Türe. Vor dem Ausgang begegne ich meinem neuen Freund und sage vertraulich, meines inneren Zusammenhangs mit ihm voll bewußt: „Da braucht man ja wirklich nichts aufzuschreiben, besser, man hört zu!“ —

Er schaut erstaunt. Dann lächelt er schnell und anständig: „Ja — ja —, wir Mediziner brauchen diese Literatur nicht ewig zu behalten.“ —

Ich studiere phil. I.

Manchmal sitzen die Hörer so gedrängt, daß man kaum Platz hat, die Arme aufzustützen. Und das bedeutet für einen Schweizer viel. Rutscht man mit dem Heft nach rechts, zucken die benachbarten Blätter unwillig weg; geh ich zu viel nach links, meint meine dickbepelzte ältliche Nachbarin, ich wolle ihr zu nahe treten. Schieb ich das Heft ein wenig vor, kommt es meinem Nachbarn vor mir plötzlich in den Sinn zu gähnen: er richtet sich auf, und die Spitze meines Kollegheftes fährt ihm in den Rücken. Er schaut sich um, ich ziehe mich zurück, und die Spitze des hinter mir liegenden Heftes fährt mir in den Rücken.

In solchen Stunden liegt eine unheimliche Beengung. Man wagt kaum zu schreiben.

Wenigstens keine Privatkorrespondenz. Es stürzen Augen über die Schultern. Die linke Hand muß die Buchstaben unmittelbar zudecken, sonst wandern sie nach hinten. Die Anrede wird weggelassen und in einem Hofsiedelungskolleg geschrieben. Die Marke kann man in einer Pause mit einem Zwanzigrappenstück aus dem Automat klimpern. Der Brief wird mit der rechten Hand in den Briefeinwurf geschoben, während die linke den Deckel hält.

Solche Handlungen muß man äußerst genießerisch tun, langsam und voll Gefühl. Es läutet bald und wir sind wieder Wissenschaft, ernste, klarblickende Wissenschaft.

Manchmal hat man mit einem halben streifenden Auge den Charakter des Nachbars entlarvt; er kratzt an der Stirn, nimmt die Finger vor, schaut sie an — kratzt an der Stirn, nimmt die Finger vor, schaut sie an — kratzt — immer zu. Am Schluß der Stunde schließt er das Heft und geht hinaus. Das hat die Hälfte meines rechten Auges gesehen. Das ganze hätte es keine volle Stunde ausgehalten. Darum habe ich nie direkt hingeblickt.

Doch gibt es auch im Kolleg Nachbarn, denen man lieber drei als zwei Augen widmen möchte. Diese Nachbarn sind gewöhnlich Nachbarinnen mit kleinen goldenen Notizblöckchen, goldenen, winzigen Füllstiften, goldenen Haaren und goldiger Sorgfalt beim Umherschauen, damit sie ihre übermenschliche Wirkung nicht verfehlen. Ich habe sie gern hinter mir. Sitzen sie mir vor, juckt es mir in den Fingerspitzen, sie ein wenig in die Locken zu stupfen; sitzen sie neben mir, wollen meine Augen seitwärts schweifen, und die holde Nachbarin braucht doch eigentlich nicht zu merken, daß mich ihre Rosafingernägel interessieren. Sie würde mir einen strafenden Blick geben. Ich wäre vernichtet. Und bin doch ganz sicher, daß ihre Rosafingernägel gewünscht haben, daß ich sie anschau.

Der Mensch ist ein seltsames Wesen.

Darum sitze ich gerne in die hinterste Bank, zu äußerst links. Alle meine Brüder und Schwestern kleben am Abhang, der in gleichmäßiger Neigung von mir zum Katheder abfällt. So brauche ich mich auch nicht zu schämen, wenn ich nur wenig verstehe. Hinter mir ist keiner, der mehr begreift. Ich sitze gleichsam am Rande der Wissenschaft. Über meine Schultern sticht nicht der bohrende Blick eifriger Nachbarn, frisch und hell blickt die Weite durchs dünne Fensterglas auf meine weißen Notizblätter, die sich langsam mit flüchtig geschriebenem Inhalt füllen. Und zwischen den Worten hängen die goldenen Sonnenblicke, die mir über die Schultern fallen, lachen in die Zeilen und setzen jedem dunklen und trockenen Satz viel flackernde Lichtchen auf.

Vor mir gähnt einer und schaut nach der Uhr. Rechts neben mir blättert einer in einem kleinen Buch. Links vor mir prüft eine Dame das gelbe Leder des Handtäschchens. Einer kratzt sich im Haar, einer streicht es glatt; vorn steht jemand auf und geht hinaus. Ein glattgescheiteltes Fräulein liegt in der vordersten Bank und schreibt emsig auf.

Der Herr Professor redet. Und die Sonne scheint.

Ernst Kappeler, phil. I

WIEN.

Diese Sätze sind aus Erinnerung entstanden, an eine mir während zwei Semestern liebgewordene Stadt. Selbst wenn dem einen oder andern das Urteil scharf scheint, so ist es doch nur aus Liebe streng.

Die tote Stadt (Wien innerhalb des Gürtels).

Ich glaube, jeder, der aus irgend einer Schweizerstadt, außer vielleicht Neuenburg und Genf, nach Wien kommt, fühlt beim Wandern durch seine Straßen eine seltsame Beengung. Es ist nicht das Grau der Häuser, nicht die Unsauberkeit der Straße, das kommt auch anderswo vor. Wir können das Gefühl nicht erkennen. Nach und nach erst fallen einem Einzelheiten auf, wie Doppeladler auf den Tramwagen und vorstehende Häuser mitten in großen Straßen. Vielleicht am klarsten wird einem das Bild auf dem Ring. Kein Verkehr, kein Lärm — kein Leben. Die Stadt ist ein Museum: Tot und starr zeugt alles von verschwundener Herrlichkeit. Ein Leben von unerhörter Kraft schuf sich einen Körper. Nun aber ist das Leben nur noch ein Schatten des frühern, der Körper wird nur noch zum Teil von Blut durchflossen, die Schale allein des großen Lebens blieb.

Seien es im Innern Museen, Paläste, sei es außen die an unsern Füßen wahrnehmbare Straßenpflege, der Eindruck bleibt der gleiche. Unser erstes Gefühl hat sich nun geklärt.

Doch wie wunderbar ist diese erstorbene Hülle. Die höchsten Überreste, das Belvedere, die Messen der Burgkapelle, die Theater wie auch die niedern, die Kaffees und alten Wiener Häuser tragen alle das Zeichen einer Kultur. Und selbst die Menschen sind gleich geblieben, es fehlt ihnen nur eines, der Nährboden eines Wohlstandes. Wohl sehen wir sie, wenn sie vor einem Radiogeschäft der Musik lauschen, wenn sich das „goldene“ Wienerherz äußert, wenn sie Lebensformen bewahren und alte Traditionen weiterpflegen. Doch alledem fehlt die Kraft, und die Not blickt nur zu sehr zwischen diesen Resten durch.

„Die lebende Stadt“ (Wien außerhalb des Gürtels).

Am Staatsfeiertag und am 1. Mai kommt das lebende Wien um dem alten, toten, die Reverenz zu bezeugen. Von allen Seiten strömt die Bevölkerung der Vorstädte ins Innere.

Besuchen wir einmal dieses lebende Wien. Sofort stoßen wir auf die mächtigen Wohnkasernen. Große, rote Buchstaben verkünden Jahr, zum Teil auch Bürgermeister und Steuern, die die Aufrichtung ermöglichten. Selbst die kleinsten Bauten tragen dieses: Erbaut von der Gemeinde Wien. Lange, lange Reihen von Häusern sind es, und wenn ich das Wort „Kaserne“ brauchte, so meinte ich vor allem den Karl Marx-Hof. Keine Türe geht nach außen. Alle kommen vom Hofe, der durch Tore und dicke Gitter abgeschlossen ist. Der kilometerlange Bau ist eine geschlossene Festung. So steht es rings um das alte Wien. Hier ruht die Macht der „lebenden“ Stadt. Sie ist auf Herrschaft über die alte gegründet. Gerade das Einkreisen, Belagern und Aussaugen ist durch die Lage scharf gekennzeichnet. Doch liegt darin auch ihre Beschränkung. Es ist nur halbes Leben, Schmarotzertum, das untergehen muß, wenn die Nährpflanze stirbt.

Auch diese Halbheit äußert sich in Kleinigkeiten. Gehen wir an einem schönen Tag in Schönbrunn spazieren, um uns an ruhiger Schönheit wieder zu beleben, so hören wir das Gekreisich eines Bades, das man links am Abhang zur Gloriette im Walde des Parkes erbaut hat. Gehen wir näher zur Stadt, so treffen wir in den Parkanlagen die kleinen 30 Zentimeter tiefen Betonwannen, die man überall in sie hineingebaut hat. Dort springen im Sommer all die Schulkinder, groß und klein, herum, in einem Wasser, das trüber ist als die Sihl nach einer Regenwoche.

Die sterbende Stadt.

Als ich nach tägiger Wanderung durch Budapest zufällig vor dem Parlament stillstand, wie anders, ungewohnt, war da meine Empfindung. Geräusche, Klopfen der Steinmetzen am Parlament, vor mir ein Park mit Blumenbeeten, frisch gekiesten Wegen und drei oder vier Gärtnern, die arbeiteten. In diesem Augenblick gewann der ganze Eindruck dieser Stadt

die Einheit und die Klarheit. Das ist keine tote, sondern eine organisch weiterwachsende Stadt. Dieses Bild bestätigte sich auch, ob es sich um Verkehr, Straßen und Bevölkerung handelte. Selbst in der Burg war es, wie wenn die königlichen Herrschaften nur auf kurze Zeit die Residenz verlassen hätten. Wie anders erlebt man die Hofburg in Wien oder Schönbrunn. Ein Museum: alles ist erstorben und tot, alles scheint schon hundert Jahre hinter uns.

Der Eindruck von Wien wird nur umso nachdrücklicher. Der Unterschied liegt darin, daß diese Stadt eine gewaltige soziale Umwälzung hinter sich hat. In Wien ist es so, daß das Geld des Staates in mehr oder weniger klarer Weise nur dem einen Teil der Bevölkerung zugute kommt: den roten Kindern. Daher ist das Innere Wiens tot, daher ist der Arbeiter in Wien viel besser gekleidet als der Mittelstand. Es gibt nur noch wenige Reiche außerhalb Wiens, die darbende Menge (die ehemalige Bildungsschicht) und die privilegierte rote Arbeitermasse. Durch diese Verhältnisse im großen Wasserkopf Österreichs muß natürlich auch das ganze Land leiden. (Man sagt, daß die Gemeinde Wien gerade so viel verbaute, wie das Land Österreich Anleihen aufnahm.)

Doch Wien selbst ist dennoch zum Sterben verurteilt. Dieser Bruch mit der Vergangenheit verschlimmert höchstens noch die Lage. Die Stadt ist von ihrem wirtschaftlichen Grund getrennt. Sprechen sollen für lange Ausführungen nur all die alten tschechischen Dienstmädchen, die Deutschböhmen der Verwaltung und die Industrie. Was können die Alpenländer heute der großen Stadt geben, der Hauptstadt eines Reiches, der das Reich verloren ging?

Doch wie lieben wir diese Stadt, die uns allein in der Musik so viel gegeben hat. Selbst die Reste einstigen Lebens sind wunderbar und lassen uns mehr noch ahnen. Der Zauber wienerischer Lebensart wirkt auch heute noch.

Bruno Meyer, phil.

AUF DER SCHAUKEL „INFLATION — DEFLATION“.

Hast Du lieber Kommilitone schon bemerkt, daß wir alle auf einer Schaukel sitzen, deren Auf und Nieder wir willenlos ausgeliefert sind? Überlege Dir einmal folgende Bilder, sei es, daß sie Dir zum erstenmal auffallen, sei es, daß Du darin Bestätigung findest für eigene Erlebnisse und Beobachtungen.

Als in Deutschland die Inflation ihrem Höhepunkte zustrebte, als das Geld schnell und immer schneller sich entwertete, als die Reichsbank ihre Noten schon mit dem Möbelwagen den Banken zuführte, da mußte man wohl oder übel einsehen, daß das Geld durch diese eigentümliche Verwaltung unbrauchbar geworden war: Es wurde unzulänglich für den täglichen Gebrauch, indem es von einer Lohnzahlung, von einem Vertragstermin zum andern seinen Gehalt änderte, sich entwertete. Noch schlimmer war der Effekt der Geldverwässerung auf die Buchungen: Die Schulden, vor allem die Guthaben nahmen ab am Gehalt. Schließlich zwang die Unbrauchbarkeit des Geldes zum Tauschverkehr: Man ließ sich um zwei Eier rasieren, man bezahlte den Augenarzt mit einem halben Schinken, man tauschte zwei Briketts gegen ein Theaterbillett, Hörnli und Seife wurden gegen Holz oder Milch abgegeben. Vor der Entwertung der bestehenden Verträge gab es kein Entrinnen, dafür sorgte die Rechtsprechung. Aber neue Verträge sicherte man gegen Entwertung, indem man an Stelle des versagenden, verhängnisvollen Geldes auf bestimmte Warenpreise abstellte: Auf den Preis von Kohle, von Eisen, von Roggen, von Butter.

Zu diesem Bild läßt sich unschwer das Gegenstück, die Deflation, zeichnen.

Das Tauschmittel Geld fließt langsamer, zäher, es wird gehortet, sobald der allgemeine Preisabbau beginnt, ja schon vorher, im Moment da er angekündigt, propagiert und erwartet wird; es macht sich rar bis zum Monopolcharakter. Diesmal keine Geldentwertung. Im Gegenteil, das Geld gewinnt an Kaufkraft, die auf dies Geld lautenden Guthaben und die Schulden werden von Tag zu Tag gewichtiger. Im täglichen Verkehr läßt sich das Geld überhaupt weniger sehen, ja, weil

es immer wertvoller wird, wird es eingesperrt und gehamstert. Die auf das Geldwesen aufgebaute Arbeitsteilung beginnt den Dienst zu versagen. Dieser Streik des Tauschmittels Geld legt den Arbeitsmarkt lahm, die Arbeitslosigkeit steigt drohend an, die Wirtschaft stockt. Man kehrt zum Tauschhandel zurück, ja noch weiter zur U r w i r t s c h a f t.

Um einem Teil von Arbeitslosen Brot zu geben, ohne die Geldmißwirtschaft unterbrechen zu müssen, sollen zur Zeit rings um die deutschen Städte „Randsiedelungen“ entstehen. In diesen Randsiedlungen sollen Arbeitslose Kartoffeln pflanzen und Schweine züchten; aber nicht für den Markt, beileibe nicht, das würde ja Tauschmittel brauchen. Die Leute sollen nur ihren eigenen Bedarf ziehen und züchten, und nicht mehr; sie sollen Selbstversorger werden. Wenn nun übrige Produkte doch noch abgesetzt werden wollten, so müßte dies durch Tausch geschehen. Man ahnt, daß dieser Tauschhandel kompliziert werden wird. Das Aufgeben des Tauschmittels bedeutet für viele Tausende den Tod.

Deflation bedeutet Preisabbau. Daß dadurch die Schuldentilgung erschwert wird, ist bekannt. Weniger beachtet wird, wie verschiedene Grade der Schuldenschwerung sich auswirken. Aus mehrfachen Gründen lohnt es sich, diese Frage zu untersuchen und die Folgen zu prüfen.

Die Landwirtschaft liefert uns ein klares Beispiel über die Wirkungen der Deflation. Eine einfache Zeichnung mag uns die Zusammenhänge veranschaulichen. (Siehe Figur umstehend 1 bis 4.)

Wir nehmen an, vier Bauerngüter seien v o r der Preisenkung je 100,000 Fr. wert gewesen. Im ersten Falle (Fig. 1) ist der Ertrag des Gutes frei verfügbar zur Erhaltung der Existenz und stellt darüber hinaus noch einen Gewinn dar. In den folgenden drei Fällen (Fig. 2—4) muß der Ertrag wieder in erster Linie die nackte Existenz bestreiten, hat aber auch noch die Schuldentilgung oder mit andern Worten die Selbstständigkeitswerdung zu bewältigen.

Wird nun im Land eine 25prozentige allgemeine Preisenkung durchgeführt, so wirkt sich diese Maßnahme auf die vier verschiedenen Betriebe sehr ungleich aus:

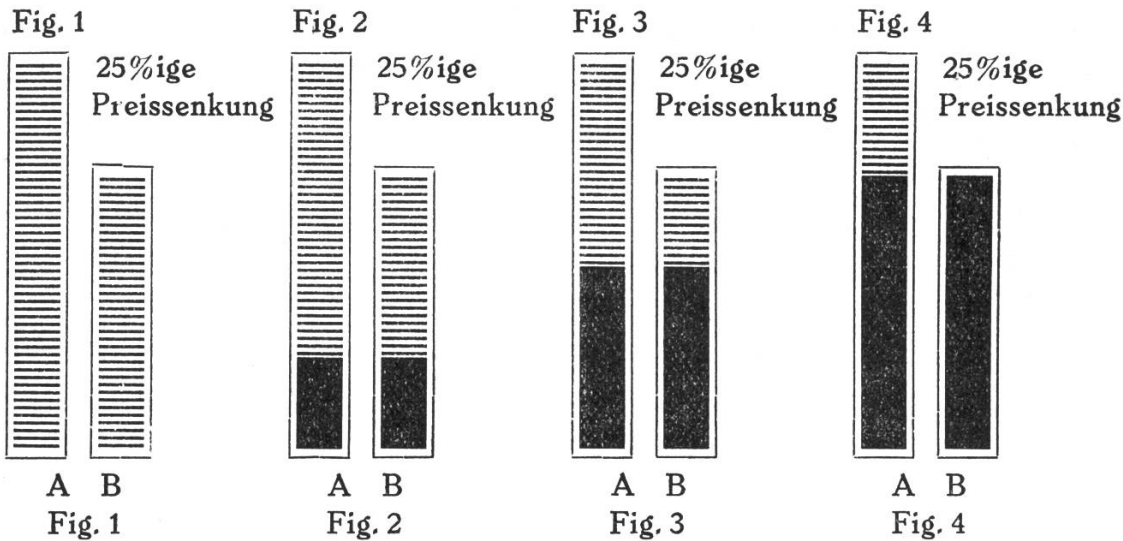


Fig. 1: Schuldenfreier Bauernhof
 Fig. 2: Bauernhof, zu 25% verschuldet
 Fig. 3: Bauernhof, zu 50% verschuldet
 Fig. 4: Bauernhof, zu 75% verschuldet

A vor-
 B nach einem
 25%igen allgemeinen
 Preisabbau

Es ist aus den Zeichnungen ohne weiteres ersichtlich, daß der von der Preissenkung herrührende Verlust immer nur das Eigenvermögen trifft.

Bei Fig. 1 bedeutet die Preissenkung nur eine nominelle Herabsetzung des Verkaufspreises, da keine Schulden bestehen. Bei den Fällen 2, 3 und 4 aber bleiben die Schulden bestehen, ja, sie werden im Verhältnis zum Eigenkapital aufgewertet, sie fressen das mehr oder weniger große Eigenvermögen auf. Können die letzteren drei Bauern durch diese katastrophalen Zeiten durchhalten, so schleppen sie nun eine vergrößerte Schuldenlast durch die nächsten Jahre. Wird aber die Verschuldung zur unhaltbaren Überschuldung, so erfolgt der Zwangsverkauf. Bei freihändigem Verkauf in solcher 25 %iger Deflation verliert Fall 2 $\frac{1}{3}$ des Eigenvermögens, Fall 3 $\frac{2}{3}$ des Eigenvermögens und Fig. 4 verliert sein ganzes Eigenvermögen. Wir sehen, daß der Verlust am Eigenvermögen prozentual um so größer ist, je mehr Schulden auf dem Gute lasten. Der stark verschuldete Bauer verliert fast alles — demjenigen der schon wenig besitzt, wird vollends alles genommen. So wird die Landwirtschaft durch die Preissenkung unter immer größeren Schuldenlasten begraben. Und gerade jene Landleute, welche im Vertrauen auf ihre Arbeitskraft und ihren nie erlahmenden

Arbeitswillen die Arbeit auf einem großen Bauerngute nicht scheuten, werden für ihre Arbeitsfreude mit dem Verluste ihres ganzen Vermögens bestraft.

In einer lang andauernden Deflation ist es schon vorgekommen, daß ein Bauer sein Gütchen dreimal abbezahlt, indem er schließlich einen dreimal größern Ertrag aufzuwenden hatte als ursprünglich angenommen wurde, um die früher eingegangene Schuld zu tilgen. Welcher Student würde sich herbeilassen, sein Mittagessen, seine Kleidung oder seine Bude dreimal zu bezahlen?

Das sind einige Folgen der Geldwertschwankungen. Sie gehen auch den Studenten etwas an. Gewiß habt Ihr, Kommilitonen, in den Arbeitskolonien oder im Heuerdienst schon viel von solcher Not angetroffen.

Wie in der Inflation dem zu starken Geldumlauf, ist auch bei Deflation dem zu knappen Geldumlauf die Masse der Buchungen folgenschweren Veränderungen ausgesetzt: Die auf Geld lautenden Verträge werden verschoben. Will man am Geldwesen selbst nichts ändern, so müßte man die Verträge auf eine andere Basis stellen. Um wieviel besser ständen heute unsere vielbemitleideten Bergbauern da, wenn sie, statt einem Geldwesen mit Schwankungen ausgeliefert zu sein, ihre Hypothekerverträge auf einen Butter- oder Käsepreis gestellt hätten. Ein Kilo Käse erfordert stets denselben Arbeitsaufwand, während um einen Franken bald mehr, bald weniger Arbeit geleistet werden muß.

Eine Deflation, wie sie von 1929 an durchgeführt wird, bringt aber für ein arbeitendes, betriebsames und industrie reiches Land wie die Schweiz nicht nur Verschiebungen für alle auf Geld lautenden Verträge, sondern erschwert auch die Produktion, bringt den Handel zum Stocken und flauen Export mit sich.

Zusammenfassend zeigen sich die Wirkungen von Inflation und Deflation in unmittelbarem Zusammenhange:

Inflationspolitik erhöht den Preisstand; der Durchschnitt der Warenpreise steigt, Deflationspolitik dagegen senkt den Preisstand; der Durchschnitt der Warenpreise sinkt.

In der Inflation kommt der Gläubiger zu Schaden, wäh-

rend der Schuldner durch die Geldentwertung profitiert. In der Deflation kommt der Schuldner zu Schaden, während der Gläubiger durch die Geldaufwertung im selben Maße beschenkt wird.

Inflation treibt den Besitz zur Flucht in die Sachwerte, weil das Geld an Wert verliert, während die Ware an Geld gemessen durch die Inflation gewinnt.

Deflation veranlaßt den Besitzer, die am Gelde gemessen sich entwertenden Sachgüter aufzugeben d. h. zu Geld zu machen und einen guten Teil des Geldes zu hamstern. Aus dem Tauschmittel Geld ist ein Schatzmittel geworden. Eben diese Überlegenheit des Geldes über die Waren ist es, die eine starke Nachfrage, ein Hasten und Jagen nach dem Monopol und Machtfaktor Geld einsetzen läßt. „Und da in dem Hasten nach dem e i n e n die „Gemütlichkeit“ aufhört, da mit dieser Einstellung die persönlichen Rücksichten zurücktreten, so wird die Härte, die Rücksichtslosigkeit, die Macht des Geldes leicht zum Krebschaden der Gesellschaft. Das Geld kauft alles, die öffentliche Meinung, oft sogar die Regierung und die Parlamente. Bestechlichkeit, Korruption, Prostitution (die geistige und die körperliche), das Überwuchern der Geldheiraten, der gewissenlose Materialismus, die zynische Blasiertheit, die frivole Lieblosigkeit, jede ausbeutende Wirtschaft, Schwindelunternehmen, rücksichtslose Spekulation, das sind die Züge einer unnatürlichen Wirtschaft.“ (Gustav Schmoller, in seinem Grundriß der allgemeinen Volkswirtschaftslehre.)

Einzig die Rüstungsindustrie gedeiht in einer durch Deflation ruinierten Wirtschaft, das kann man heute in der ganzen Welt konstatieren. Eine merkwürdige Methode, die Wirtschaft im Gang zu halten.

Oft versuchen Stimmen zu beruhigen: Inflation und Deflation haben sich schon oft gezeigt und abgelöst; ein Grund dafür, daß es beim alten bleibe! Wie lange wollen wir noch so fortwursteln? Wenn das Geld schon einmal seine wichtige Aufgabe übernommen hat, darf es sich dieser nicht entziehen, um durch Verminderung aus dem Mittler zum Selbstzweck — oder durch maßlose Vermehrung oder zu große Verminderung

zwecklos zu werden. Es ist in dem Wirtschaftskörper nicht anders als bei einem Schiffe, das bei zu wenig Ballast schlingert, bei zu großer Ladung aber ins Sinken gerät und nur im Gleichgewicht seinen Zweck richtig und gut erfüllen kann.

Selbstverständlich steht zwischen Steigen und zwischen Sinken des allgemeinen Preisstandes seine Stabilität.

Schwer, doch nicht unmöglich wird es sein, diese Stabilität durchzuführen. Es ist das große Verdienst einer neuern Zeit, die Pest aus den Kulturstaaten verbannt zu haben. Wer hätte das früher für möglich gehalten! Eine neue und große Aufgabe besteht nun für die Kulturstaaten darin, der Unsicherheit des Geldwesens, der Inflations- und Deflationsschaukel ein Ende zu machen. Mit der Stabilisierung des Preisstandes, mit der Auflösung der allgemeinen Konjunkturschwankungen, mit dem Ende der allgemeinen Krisen werden merkwürdig viele Fragen erledigt.

Gerade auf dem Boden des Handels und Verkehrs haben wir das Vorbild einer fortschrittlichen Entwicklung von größter Auswirkung. Ein allzubekanntes Beispiel hat die Bildung der Schweiz geliefert. Hat sie sich nicht mit Vorteil aus der Maß-, Münz- und Gewichtswirrnis heraus über den Kantönligeist hinweg zu einer Einheit in diesen Dingen erhoben? Und welches Land hätte noch vor 200 Jahren zu glauben gewagt, daß sich sogar gleiche Einheiten über die Nationalitäten und über Europa hinaus Geltung verschaffen würden? Welches Land dächte heute daran, das einheitliche Längenmaß, Gewicht, Thermometer, Briefmarken u. s. w. zu verlassen. Und selbst Länder mit abweichenden oder eigenen Einheiten, wie die Engländer mit ihrem Yard, haben ein festes Verhältnis zu unsern und andern Einheiten. Was würde der Kaufmann dazu sagen, wenn die alte Wirrnis wieder auftreten oder gar heute das Meter kleiner und morgen wieder größer sein würde?

Wenn aber erst ein Franken „Franken“ bleibt, dem Markt, dem Verkehr gegenüber heute und morgen und übermorgen, dann sind wir auch dem innern Gleichgewicht um vieles näher gerückt. Wir haben einen Schritt getan vom Fortwursteln zu einem Fortschritt, zu einer notwendigen Wei-

terentwicklung. Damit sind ein paar Erfahrungstatsachen und Beobachtungsbilder in ihren gehörigen Rahmen gebracht, in einen Rahmen, der dasjenige umschließt, was jedem von Euch Kommilitonen zur Anregung dienen will; eine reine Betrachtung des Gegebenen, die sich jeder bereichern mag aus eigener Anschauung und Erfahrung. **Max Widler, phil. I.**

AARAUER STUDENTENKONFERENZ

16.—18. März 1933.

Kommilitonen! Wir wollen hier nicht das ab und zu an unserer alma mater ausbrechende Klagelied auf die Not der Gemeinschaftslosigkeit in unserem Universitätsbetrieb anstimmen nur mit dem Erfolg, daß wieder einmal die Existenz einer unter uns Studenten befindlichen *massa perditionis* konstatiert wird, die sich nun einmal ganz wohl fühlt in der bestehenden Atomisierung der Studentenschaft und nicht von ferne Veranlassung findet, darin einen Notstand oder gar einen Grund zu ernstlicher Besinnung auf die letzte Grundlage und das letzte Ziel unserer Wissenschaft zu sehen. Wir möchten aber auch nicht Kritik an den bestehenden Verhältnissen so üben, daß wir letzten Endes am Kritisieren und Zerstören selbst unsere Genugtuung finden und die Frage nach einer Abhilfe des unhaltbaren Zustandes uns gar nicht mehr quält. Vielmehr versuchen wir es, kurz auf die Notwendigkeit einer grundsätzlichen Besinnung auf unsere Lage hinzuweisen.

Wir alle, der Mediziner, der Jurist, der Philosoph I wie der Philosoph II, der Polytechniker und unter Umständen auch der Theologe haben es letzten Endes doch mit dem irgendwie hilfsbedürftigen Menschen zu tun, wenn es auch während des Studiums den Anschein erweckt, als hätten wir es nur mit Professoren, Büchern und dem daraus fließenden Stoff zu tun. Die Tatsache, daß wir es primär mit Menschen zu tun bekommen, sollte uns alle religiösen, weltanschaulichen und politischen Unterschiede vergessen lassen und uns zu einer hilfsbereiten Tatgemeinschaft zusammenschließen. Wie diese Forderung in den Bereich des Möglichen gelangen kann, das ist die große Frage, die uns beschäftigen muß, wenn wir die Feststellung machen, daß wir selbst, die wir ja in erster Linie auf einander angewiesen sind, in rein menschlicher Beziehung uns gegenseitig als völlig fremde Welten gegenüberstehen.

Wir kennen uns vielleicht, sofern wir Fachstudenten, Politiker, Gesellschafter oder Sportsmenschen sind, aber nicht oder nur sehr schlecht, sofern wir an unserem Schicksal, an persönlicher Schuld und an eigensten Fehlern zu leiden haben und sofern wir innerste Überzeugungen mit uns herumtragen, von denen die nächsten Kommilitonen nicht die geringste Ahnung haben. Da gilt es, sich den andern als den, der man ist, zu offenbaren und zwar ohne die übliche Scheu, sich blamieren zu können. Blamieren können wir uns höchstens, wenn wir aneinander vorbei leben und über all' den intimsten und privatesten Problemchen den lauten Ruf der vielen Hilfsbedürftigen überhören und die Kraft gemeinsamen Vorgehens verpuffen lassen.

Da müssen wir jede Gelegenheit freudig begrüßen und unterstützen, wo wir uns über wichtige Gegenwartsfragen aussprechen und uns gegenseitig auf den Nerv unserer Lösungsversuche fühlen können. Solche Gelegenheit wird uns vom 16.—18. März in Aarau geboten mit folgendem Programm:

16. März: Glaube und Denken. Referenten: Prof. Dr. Heinrich Barth und Dr. Hinrich Knittermeyer.

17. März: Humanistische Bildung und Christentum. Referenten: Dir. Konr. Zeller und Prof. Adolf Koeberle.

18. März: Führertum, Demokratie und Christentum. Referenten: Prof. Dr. Eug. Rosenstock und Nationalrat Dr. Alb. Oeri.

Wenn versucht wird, vom christlichen Glauben her zu den genannten Fragen Stellung zu nehmen, so geschieht es im Bewußtsein, daß da, wo es um letzte Sinngebung des menschlichen Daseins geht, der christliche Glaube in der heutigen Ziellosigkeit auf geistigem Gebiet und angesichts der materiellen Notlage allerdings noch ein entscheidendes Wort zu sagen hat. Es als *quantité négligeable* zu verachten und in seinem Wahrheitsgehalt nicht voll und ganz ernst zu nehmen, ist ein kaum zu entschuldigender Mangel an Sachlichkeit angesichts der Tatsache, daß für viele Menschen, auch für viele Akademiker, hinter ihrem Glauben eine Realität steht, der sie sich auf Zeit und Ewigkeit verhaftet wissen.

Nun laden wir Dich zur Teilnahme an unserer Konferenz freundlichst ein. Komm' und hilf mit! Anmeldeformulare liegen auf der Zentralstelle der Universität auf. Sie enthalten alle näheren Angaben. Für den Lokalausschuß Zürich: **Otto Schmied**, theol.

VON DEN GRUNDLAGEN DES COULEUR- UND WAFFEN- STUDENTENTUMS UND UNSERN PFLICHTEN GEGENÜBER DEM BAUERNSTAND.

(Aus einer Ansprache von Leo Victor Bühlmann, am 27. Stiftungsfest der Rhenania Turicensis.)

Eine tiefere Erfassung des couleur- und waffenstudentischen Wesens hat gezeigt, daß eine organische Erhaltung und Weiterentwicklung dieser studentischen Institutionen nur auf einer weltanschaulichen Grundlage denkbar ist. Unsere Korporation bildet eine kleine private Organisation in der großen öffentlichen Organisation der Eidgenossenschaft und diese hinwiederum in unserem Erdenkreis. Was uns Akademiker zueinander verbindet und was uns Akademiker mit dem Volke verbindet, das ist das überparteiliche Bekenntnis zu Wahrheit und Gerechtigkeit, erstrebt und geübt in unserer Gemeinschaft der Rhenania, aber noch mehr in unserer Gemeinschaft der Eidgenossenschaft. Nicht Klassengegner, sondern Volksgenossen wollen wir sein und die Treue zur Wahrheit und Gerechtigkeit verlangt, daß wir diese nach jeder Seite verteidigen. Der gleiche weltanschauliche Gründergeist der Rhenania sagt aber, du sollst nicht nur auf nationalem und sozialem Gebiete wahr und gerecht sein, sondern auch in der privatwirtschaftlichen Ausübung deines Akademikerberufes.

Die Rhenania ist kein Betriebs- und Unterhaltungsclub, nach der Tagesweltsprache: Kein „Herren-Klub“. Die Rhenania will eine Stätte sein, an welcher sich der Student zur Persönlichkeit entfalten kann, befähigt, den Lebensschwierigkeiten mit Mut, Offenheit und Ritterlichkeit erfolgreich entgegenzutreten, wenn er nach abgeschlossenem Examen von der gemächlichen Theorie in das rauhe Leben der Wirklichkeit hinausschreitet. Damit ist die ethische Wechselbeziehung zwischen den Alten Herren und den Jung-Rhenanen gegeben. Wir Alten Herren reichen den Jungen die Hand der guten Lebenserfahrung und die Jungen reichen uns die Hand der Hoffnung, die Fahne dieses weltanschaulichen Idealismus vorwärtszutragen, sogar stürmisch, wenn die Welt der Zersetzung die Welt des Aufbaues gänzlich zu zertrümmern droht. Es gilt der Ruf: „Raum der Jugend, denn die Jungen sind ebenso lebensberechtigt, wie die Alten, und sie sind bereits die künftigen Träger der Staats- und Volksgeschicke!“ Nur so kann die Jugend Achtung vor dem Alter haben und den sonnigen Lebensabend des Alters verstehen.

Wir wollen keinen ausschließlichen Idealismus, der den Boden der Wirklichkeit verliert und zur Utopie wird. Wir wollen aber auch keinen ausschließlichen Realismus, der den Menschen im Geiste nicht höher werden läßt, als die Materie am Erdboden. Aber

wir können die objektive Möglichkeit der Veredelung der Lebenswirklichkeit in einer Idee festhalten und für die Verwirklichung dieser Idee im eigenen Interesse und im Interesse jedes Volksgenossen ehrlich kämpfen. Durch diese auf Wahrheit und Gerechtigkeit ruhende real-idealistische Weltanschauung soll der Rhenane seine Farben Violett-Weiß-Rot symbolisieren und lebendig gestalten. Wahrheit bringt Mut, Überlegenheit und Sieg. Lüge bringt Feigheit, Unsicherheit und Verderbnis. Ehrliche und produktive Arbeit ist des Lebensglückes Vorbedingung.

Unser Bekenntnis zur Gemeinschaft gebietet uns heute vor allem, auch die Wechselbeziehungen zwischen Akademiker und Bauer ins Auge zu fassen. Des Bauern Not entsteht heute im freien Wirtschaftskampf. Seine Klagen richten sich in der Hauptsache gegen die ungenügende Bewertung und Würdigung der landwirtschaftlichen Arbeit, sowohl seitens der Mitbürger als auch der Behörden. Daher ist es an der Zeit, auch hier die Wahrheit zu verfechten. Ein Blick in die Tiefe des menschlichen Daseins lehrt uns, daß der Bauernstand der Produzent der ersten Lebensunterhaltungsmittel ist. Mag die Technik noch so vielfältig in den bäuerlichen Produktionsprozeß eingreifen, so geht doch die Urarbeit für die Beschaffung der Lebensmittel der Menschen vom Bauernstande aus. Selbst an den chemischen Surrogaten von Lebensmitteln haftet in der Regel die Urarbeit des Bauernstandes. Das ganze Volk ist von dieser Urarbeit des Bauernstandes abhängig und kein Bundesrat, kein Ständerat, kein Nationalrat, kein Bundesrichter, kein Staatsanwalt und kein Militär würde — wenn sie keine Hungerkünstler sind — ohne diese Urproduktion des Bauernstandes länger als 14 Tage leben können. Im Kriege waren wir froh um unseren eigenen Bauernstand und deshalb ist eine gerechte Staatsleitung und ein gerechtdenkendes Volk verpflichtet, gegen die wilde rücksichtslose und nur auf den eigenen Profit eingestellte internationale Waren- und Geldkonjunktur denselben zu schützen.

Bodenständig hält der Bauer die Eigentümlichkeit und die Tradition unseres Volkes fest und nach dem ursprünglichen Sinn aller Arbeit steht er an der Spitze der Arbeiterschaft unseres Volkes. Wie jeder Berufsstand, so führt auch der Bauernstand den Kampf gegen schädliche Elemente in der eigenen Reihe, aber der gute Bauernstand bildet sozial das Fundament unserer Volkswirtschaft und national das Fundament unseres Vaterlandes.

Wenn unser Volk diesen tiefen und natürlich so erhabenen Sinn des Bauernstandes erfaßt und ihm zuerkennt, was seine harte und fleißige Arbeit wert ist, dann wird auch der Bauernstand sich stets bereit finden, dem nichtbäuerlich arbeitenden Volke die Hand der sozialen Gegenunterstützung zu reichen.

LIBERALISMUS — ANTILIBERALISMUS.

Wenn ich in den folgenden Ausführungen den Versuch unternehme, das Problem Liberalismus und Antiliberalismus zu behandeln, so kann es sich selbstverständlich nicht darum handeln, die verschiedenen antiliberalen Theorien einer näheren Analyse zu unterziehen. Viel dringender erscheint mir eine kritische Betrachtung der antiliberalen Bewegungen der Gegenwart, wie sie sich vor allem in der jungen Generation unseres Landes in der letzten Zeit entwickeln. Die merkwürdige Tatsache der zunehmenden Abkehr von den Ideen des Liberalismus auferlegt allen jenen, die sich trotz Mode und Ungunst der Verhältnisse nach wie vor zu den liberalen Prinzipien bekennen, die ernste Pflicht, sich mit den Gegnern grundsätzlich auseinanderzusetzen und vor allem auch zu prüfen, ob es sich dabei bloß um vorübergehende, vielleicht durch ausländische Einflüsse bedingte Anpassungen, oder um den Beginn einer geistigen Neuorientierung handelt. Darüber herrscht heute kein Zweifel mehr, daß sich in der Jugend die wachsende Tendenz zeigt, den Liberalismus grundsätzlich und in allen seinen Emanationen zu bekämpfen; aber wenn wir die Äußerungen dieser Bewegungen näher untersuchen, so konstatieren wir stets, daß sie sich am heftigsten und schärfsten gegen den Liberalismus als wirtschaftspolitische Maxime wenden. Nationale Front und Neue Front, Jungkonservative und Jungbauern versuchen mit mehr oder weniger demagogischen Schlagworten, die liberale Wirtschaftsordnung zu bekämpfen, um an ihrer Stelle eine neue Gemeinschaft aufzurichten, in der es weder liberalen Erwerbssinn, noch „marxistischen“ Zersetzungsgeist gibt, wo durch das allerdings noch nirgends erprobte Mittel der ständischen Gliederung des Volkes die Klassengegensätze durch die enge Kameradschaft aller Volksgenossen ersetzt werden soll. Zugleich aber soll damit eine angeblich nationale Wirtschaftspolitik inaugurirt werden, als deren Tendenz man immer deutlicher die Abschneuerung unseres Wirtschaftslebens vom Auslande erkennt. So erhalten diese verschiedenen Jugendbewegungen nicht durch irgendeine konkrete Idee, durch einen ernsthaften Gedanken, sondern durch die betont antikapitalistisch-negative Einstellung ihre Prägung. Aus diesem Grunde soll denn auch im Folgenden die wirtschaftliche Seite dieses ganzen Problemkomplexes in den Vordergrund gestellt werden.

I.

Noch vor einem Jahrzehnt war eine antikapitalistische Bewegung in ihrem heutigen Umfange vollständig unbekannt. Selbst die katholische Kirche, die doch während des ganzen Mittelalters die Sozial- und Wirtschaftsverfassung beinahe ausschließlich bestimmt hatte und vom emporstrebenden kapitalistischen Geist der Renaissance in die Schranken ihres kirchlichen Aufgabenkreises gewiesen

wurde, hatte sich im Laufe der Jahrhunderte mit der kapitalistischen Entwicklung halbwegs ausgesöhnt. Ohne prinzipiell Stellung zu nehmen zu den wirtschaftlichen Fragen, galt es der katholischen Sozialpolitik jahrelang als ihr oberstes Ziel, „Arbeitgeber und Arbeitnehmer durch die christliche Liebe gemeinsam zu erfassen“, wie es Stegerwald einmal trefflich ausdrückte. Aber auch der internationale Sozialismus wandelte sich zusehends. Der Widerstand der Sozialdemokratie gegen die ideellen Grundlagen der herrschenden Wirtschaftsordnung wurde mit zunehmender Macht nur mehr formeller Natur. In ihrer praktischen Politik aber beschränkte sie sich erst recht auf den Kampf um soziale Reformen, für die sich oft auch sozialreformerisch gesinnte Kreise des Liberalismus (man denke an Brentano, Herkner, Schmoller und die ganze „kathedersozialistische“ Schule) mit Überzeugung einsetzen konnten. So schien es in den letzten Jahren der Vorkriegszeit, als ob die Gegner des Kapitalismus nur noch um einen ehrenvollen Rückzug kämpften, der ihnen eine mehr neutrale Stellungnahme ermöglichen würde.

In der Nachkriegszeit, namentlich aber seit dem Beginn der letzten wirtschaftlichen Niedergangsperiode, hat sich die Situation grundlegend gewandelt. Durch eine unvernünftige Wirtschaftspolitik in seinen Grundfesten erschüttert, sieht sich der Kapitalismus einem ganzen Heer von leidenschaftlichen Gegnern ausgeliefert, die dem liberalen Wirtschaftsprinzip den unerbittlichsten Kampf angesagt haben. Während sich früher einzelne Zweifler darauf beschränkten, die namentlich in sozialpolitischer Hinsicht unbestreitbaren Auswüchse der kapitalistischen Entwicklung zu bekämpfen und es nur wenige gab, die dem rationalistischen Gewinnstreben des kapitalistischen Unternehmers ein grundsätzlich anderes Prinzip gegenüberzustellen wagten, erstreckt sich die total ablehnende Haltung der antikapitalistischen Bewegungen der Gegenwart auf viel breitere Kreise. Früher im wesentlichen auf das Industrieproletariat beschränkt, greift sie heute immer stärker auch auf andere soziale Schichten über, ja rekrutiert sich in steigendem Maße aus ihnen. Kleinbauern, Angestellte und kleingewerblicher Mittelstand liefern namentlich in Deutschland den antikapitalistischen Parteien ein immer größeres Wählerkontingent. Ein Blick auf die Zusammensetzung der deutschen Volksvertretung zeigt denn auch, wie gering die Zahl jener Abgeordneten ist, die sich grundsätzlich und vorbehaltlos zum liberal-individualistischen Prinzip bekennen. Mögen solche Vergleiche auch im einzelnen unrichtig sein, so zeigen sie doch querschnittartig den gewaltigen Umfang der antikapitalistischen Strömung.

In der Schweiz liegen die Dinge allerdings wesentlich anders. Die Tatsache, daß unser politisches System sozusagen außerhalb jeder Diskussion steht — Phantasten, die in jugendlicher Unvernunft nach der Diktatur rufen, braucht niemand ernst zu nehmen — zu-

sammen mit unserer ziemlich ausgeglichenen volkswirtschaftlichen Struktur, haben auch die wirtschaftspolitische Einstellung in hohem Maße konserviert. Nichtsdestoweniger sieht aber der genaue Beobachter, wie sich auch in unserer Demokratie Bewegungen ankünden, die mit immer lauterer Stimme die kapitalistische Wirtschaftsordnung grundsätzlich und konsequent ablehnen. Wenn auch die alten politischen Parteien — mit Ausnahme der Ultramontanen — recht wenig von diesen wirtschaftspolitischen Neuorientierungen spüren, so gärt es dafür umso heftiger in der Jugend, die wie immer auch hier die kommenden Geschehnisse in ihren Umrissen vorausahnt. Ein ausgezeichnetes Bild von der zunehmenden antikapitalistischen Stimmung bot die letzte Generalversammlung der Neuen Helvetischen Gesellschaft, wo die Liberale Jugend der Schweiz als einzige Jugendbewegung den Gedanken des wirtschaftlichen Liberalismus verteidigte, während ihn Neue Front, Schweizerischer Studentenverein und Ordre et tradition scharf und leidenschaftlich, gelegentlich sogar mit einer gewissen Neigung zum Fanatismus bekämpften. Es könnten noch zahlreiche andere Erscheinungen in unserem öffentlichen Leben angeführt werden, die deutlich darauf hinweisen, wie stark und tief verankert in weiten Kreisen der jungen Generation die negative Einstellung zu den ideellen Grundlagen des kapitalistischen Zeitalters ist, wie sie sich bemüht, durch die Betonung des irrationalen, gefühlsmäßigen Momentes dem liberal-individualistischen Prinzip eine romantisch-universalistische Weltanschauung entgegenzusetzen.

An sich ist die starke Abneigung weiter Kreise gegen die sogenannte freie Wirtschaft durchaus begreiflich. Oberflächlich gesehen (und wer sieht heute nicht oberflächlich?) sprechen die tatsächlichen ökonomischen Verhältnisse keineswegs zu ihren Gunsten. Trotzdem die Ideen des wirtschaftlichen Liberalismus sich schon seit Jahrzehnten nicht mehr richtig auswirken konnten und man deshalb auch nicht mehr von einer kapitalistischen Wirtschaftsordnung im eigentlichen Sinne des Wortes sprechen kann, sehen weite Kreise immer noch im Prinzip des freien Spiels der Kräfte die ideologische Grundlage der geltenden Ordnung des Wirtschaftslebens. Wenn man aber die Kritik auch in mancher Beziehung verstehen kann, so darf dies nicht davor hindern, zu prüfen, ob sie nicht weit über das Ziel hinausschießt und in ihrer Verlegenheit einfach nach einem Sündenbock sucht.

In einer anderen Diskussion habe ich bereits früher darauf hingewiesen, daß es heute ein außerordentlich billiges Unterfangen darstellt, den wirtschaftlichen Liberalismus als den Alleinschuldigen der heutigen Depressionszeit anzuklagen. Es ist aber nicht nur billig, es schlägt auch den Tatsachen direkt ins Gesicht. Jede etwas weniger voreingenommene Betrachtung zeigt, daß die Dinge wesentlich anders liegen, als sie von hämischen und kleinlichen Gegnern

gerne dargestellt werden. Die gegenwärtige wirtschaftliche Lage ist als solche durchaus kein Argument gegen die Berechtigung der liberalen Grundsätze im Wirtschaftsleben — im Gegenteil! Obschon hier nicht der Ort ist, auf die Entwicklungsgeschichte des kapitalistischen Zeitalters näher einzugehen, kann ich es mir nicht versagen, mit einigen Worten auf die Wirtschaftspolitik der letzten Zeit hinzuweisen.

Wenn wir die verschiedenen Voraussetzungen betrachten, auf denen die kapitalistische Wirtschaftsordnung beruht, so sehen wir, daß das Prinzip des Privateigentums auch heute noch nirgends ernstlich angetastet wurde. Auch die Annahme, als ob der zunehmende Einfluß der öffentlichen Hand in der Volkswirtschaft ein anderes Wirtschaftssystem vorbereiten würde, ist solange unrichtig, als es sich dabei um Unternehmungen handelt, die ebenfalls überwiegend nach kapitalistischen, d. h. erwerbswirtschaftlichen Prinzipien geleitet werden.

Wurde das Privateigentum mit Ausnahme Rußlands nirgends ernsthaft eingeschränkt, so wurde andererseits der freie wirtschaftliche Verkehr zwischen den einzelnen Ländern durch Maßnahmen, die kapitalistischen Überlegungen diametral entgegenstehen, immer stärker behindert. Der Grundsatz der internationalen Arbeitsteilung, der ökonomisch unangreifbar ist und dessen Anwendung in der Freihandelsära des letzten Jahrhunderts zu jener gewaltigen Entfaltung der Produktivkräfte geführt hatte, wie sie in der ganzen Menschheitsgeschichte ohnegleichen ist, mußte in steigendem Maße politischen Zielsetzungen weichen. Die Schutzzollpolitik und der Neomerkanantilismus traten langsam, aber unwiderstehlich, ihren Siegeszug an. Der Glaube einzelner Optimisten, als ob nach Beendigung des Weltkrieges die Wirtschaftspolitik aller Länder allmählich wieder zur Vernunft zurückkehren würde, erwies sich sehr bald als trügerisch. Die planlosen Eingriffe des Staates wurden anstatt langsam abgebaut, noch vermehrt und führten zu gewaltigen Kapitalfehlleitungen, wie sie als Folge eines ziellosen Protektionismus nicht zu vermeiden sind. Die prohibitionistischen Tendenzen in der Handelspolitik, die man unzweifelhaft als eine der Hauptursachen der heutigen Krise bezeichnen darf, erreichten in dem Autarkiewahn, der gerade von den modernen Gegnern des Liberalismus als künftige handelspolitische Maxime verherrlicht wird, ihren Höhepunkt. Letzten Endes war es auch die politische Entwicklung selbst, die dem wirtschaftlichen Liberalismus schwere Hindernisse in den Weg legte. Nach wenigen schüchternen Versuchen zu einer wirklichen Verständigung verschärften sich die internationalen Spannungen in einem Maße, daß heute die ganze Welt wieder mitten in einer Kriegspsychose lebt.

Ist es angesichts dieser Tatsachen gerechtfertigt, von der Alleinschuld des Liberalismus zu sprechen? Nur seichte Oberflächlichkeit, die glaubt mit leeren Schlagworten Eindruck zu erzeugen, kann

heute die Ursache des wirtschaftlichen Niederganges den liberalen Ideen zuschieben. Jede unvoreingenommene Betrachtung der Verhältnisse zeigt, daß das heutige Chaos nicht zuletzt deshalb entstanden ist, weil sich die liberalen Grundsätze nirgends mehr auswirken konnten. Wohl gibt man dem heutigen Wirtschaftssystem immer noch den Namen Kapitalismus, obschon es immer weniger nach kapitalistischen Gesichtspunkten geleitet wird. Die gegenwärtige Krise kann aber auch nicht mit einer „neuen Gemeinschaft“ überwunden werden, sondern nur mit dem ehrlichen und aufrichtigen Streben, den alten wirtschaftlichen Grundwahrheiten den Weg wieder frei zu machen. Nicht Korporativismus und irrationale Romantik werden die Welt und die Menschheit von der wirtschaftlichen Not befreien, sondern eine Wirtschaftspolitik, die sich in erster Linie vor den Gesetzen der ökonomischen ratio rechtfertigen läßt.

II.

„Der Kapitalismus kann trotz Weltenende und Weltenwende seine Rolle erfolgreich weiterspielen, wenn die kapitalistischen Führer kapitalistisch denken.“

Moritz Julius Bonn.

Obenstehende Ausführungen mögen vielleicht den Eindruck aufkommen lassen, als ob ich eine Rückkehr des „alten“, ungebundenen Kapitalismus herbeiwünsche. Allein in der wirtschaftlichen Entwicklung gibt es kein Zurück. Der Traum einer Rückkehr in das Zeitalter der absolut freien Konkurrenzwirtschaft, wie ihn einzelne Unternehmerverbände sich ausmalen, ist zu schön, um sich zu bewahrheiten. Ein Blick in die Wirklichkeit zeigt, daß sich in den letzten Jahrzehnten die ganze ökonomische Problematik so grundlegend gewandelt hat, daß an eine Wiedererstehung des alten Harmoniedogmas der Klassiker nicht gedacht werden kann. Die realen Voraussetzungen, die vor einem Jahrhundert die volle Entfaltung des Hochkapitalismus ermöglichten, fehlen heute zu einem großen Teil. Die politischen Verhältnisse haben sich entscheidend geändert und auch die konkreten wirtschaftlichen Grundbedingungen sind andere geworden. Das Prinzip des freien Unternehmers wurde zu einer Fiktion, indem monopolistische Organisationen in zunehmendem Maße auf die Regelung des Wirtschaftslebens maßgebenden Einfluß erhielten. An die Stelle eines mehr oder weniger freien Industriekapitalismus trat ein immer stärker gebundener Effektenkapitalismus. Aber es sind nicht nur die realen Verhältnisse, die eine Rückkehr zu den mehr idyllischen Verhältnissen des letzten Jahrhunderts verunmöglichen; es ist vor allem auch jener merkwürdige Wandel in der Wirtschaftsgesinnung, wie er sich vor Jahrzehnten anbahnte und in der irrationalistischen Welle der Gegenwart seine bisher schärfste Ausprägung erhalten hat, der eine Wiedergeburt alter Formen des

Wirtschaftslebens verhindert. Das Problem der Wirtschaftsgesinnung kann hier nicht in seiner ganzen Vielgestaltigkeit untersucht werden; es genügt denn auch vollständig, einfach die Tatsache festzuhalten, daß der kapitalistische Geist, wie er durch den Wagemut und die Initiative des Unternehmers am entscheidendsten bestimmt wurde, mehr und mehr einer Mentalität wich, die Sicherheit und Kontinuität dem Einsatz des Risikos vorzieht, die anstatt Aktion die Ruhe des Besitzes ersehnt. Wenn auch das Gewinnstreben nach wie vor das wichtigste Leitmotiv der wirtschaftlichen Tätigkeit der Menschen darstellt und von einer altruistischen Wirtschaftsgesinnung auch nicht die leisesten Anfänge zu spüren sind, so sucht der moderne Unternehmer den größtmöglichen Ertrag auf ganz anderen Wegen zu erreichen, als noch vor wenigen Jahrzehnten. War es früher der Einsatz eines persönlichen Opfers, der Mut zum Risiko, der ihn angespornt hatte, als Pionier der wirtschaftlichen Entwicklung kühnste Operationen vorzunehmen, so ist der Unternehmer der Gegenwart sehr viel bedächtiger und überlegter geworden, der so wenig als möglich und am liebsten überhaupt nichts wagt, der sich mit Vorliebe in die schützende Obhut seiner Organisation begibt. Die Angst vor einem Rückschlag, den man früher beinahe mutwillig in Kauf nahm, drängt heute jenen initiativen Geist immer mehr zurück, der einst den kapitalistischen Unternehmer am meisten ausgezeichnet und ihn turmhoch über den engstirnigen, in seinem Horizont beschränkten Handwerker des Zunftzeitalters herausgehoben hatte. In der Gegenwart konstatieren wir zugleich, wie in immer stärkerem Maße der Zunftgeist wieder lebendig wird, wie weite Kreise des Unternehmertums in zunftmäßigen Bindungen durchaus keine Beeinträchtigung ihrer persönlichen Freiheit erblicken, sondern sie als starken Schutz gegen die Ungunst der Verhältnisse geradezu herbeisehnen. Aber auch das Verlangen nach staatlichen Interventionen, nach Stützungsaktionen und Hilfsmaßnahmen aller Art beweist deutlich, wie das Bewußtsein der eigenen Verantwortung immer mehr schwindet. Auch wenn es sich hier wahrscheinlich erst um Anfänge einer neuen Entwicklung handelt, deren Tragweite noch nicht genau übersehen werden kann, so zeigt es sich doch schon klar, wie im Wirtschaftsleben an die Stelle der starken Persönlichkeit oft die Gesamtheit tritt, die dem Einzelnen die Pflicht für die Gestaltung des eigenen Schicksals in weitgehender Weise abnimmt.

III.

Dieser Wandel der Wirtschaftsgesinnung hat aber bis jetzt im wesentlichen nicht zur Ablehnung der ideellen Grundlagen des kapitalistischen Wirtschaftssystems geführt. Unsere Zeit ist, was die ältere Generation anbetrifft, weltanschaulichen Erörterungen sowieso eher abgeneigt und versucht durch einen gelegentlich recht grundsatzlosen Opportunismus, den großen Auseinandersetzungen

auszuweichen. Anders die Jugend, die sich nicht darauf beschränkt, tiefgreifenden Veränderungen einfach zuzusehen, sondern versucht, in die ideellen Zusammenhänge einzudringen. So hat denn auch ein großer Teil der jungen Generation die großen, entscheidenden Probleme, die sich hier jedem einigermaßen hellhörigen Menschen stellen, erfaßt und versucht nun, dieser neuen Entwicklung eine ganz bestimmte, scharf gezeichnete Richtung zu geben. Bei diesen modernen Jugendbewegungen handelt es sich aber um viel mehr als um bloße Verschiebungen in der Wirtschaftsgesinnung; es handelt sich um nichts weniger als um die Abkehr von den philosophischen Grundlagen der heutigen Wirtschafts- und Gesellschaftsordnung, wie sie von der liberal-individualistischen Ideenwelt gebildet werden. Was sich vor unseren Augen abwickelt, ist nicht nur der Konflikt der Generationen. Sicherlich spielen diese Zusammenhänge hier mit hinein; aber entscheidend ist in erster Linie die fundamentale politische und geistige Neuorientierung nach ganz anderen ideologischen Prinzipien. Auf der Grundlage einer irrationalistischen, universalistisch-romantischen Weltanschauung aufgebaut, soll eine neue Gemeinschaft entstehen. Wenn ihre Verkünder auch noch keine konkrete Idee von dieser Erneuerung des nationalen Sinnes besitzen, so sind sie sich alle einig in der entschiedenen und leidenschaftlichen Ablehnung aller Äußerungen liberalen Geistes. Das individualistische Prinzip, das den Menschen angeblich zum Egoisten stempelt, muß einer „ganzheitlichen“ Lebensauffassung weichen. Geht man aber den modernen Gemeinschaftsideen etwas auf den Grund, so entdeckt man sehr bald eine geistige Unsicherheit, die man mit lauten Schlagworten zu übertönen sucht, die aber doch nicht über die unfruchtbare Negation hinwegtäuschen kann, die darin zum Ausdruck kommt. Allerdings ist die Kritik des Liberalismus stets begleitet von einer umso kritikloseren Apotheose gewisser mystisch-romantischer Züge des Mittelalters. Es ist hier müßig, darüber zu streiten, ob die Rückkehr zum Mittelalter durch die Wiederaufrichtung einer zünftischen Wirtschaftsverfassung, wie sie vielen wirklichkeitsfremden Schwärmern vorschwebt, für unsere Zeit einen erstrebenswerten Fortschritt darstellt. Wer sich nicht von demagogischen Schlagworten betören läßt, weiß schon längst, daß in den letzten dreihundert Jahren seit der Renaissance und der Aufklärung, mit der Entfaltung des Kapitalismus und der beginnenden industriestaatlichen Entwicklung die Menschheit auf allen Gebieten des geistigen, kulturellen und wirtschaftlichen Lebens Fortschritte erzielt hat, wie in keiner Epoche zuvor. Aber wie es einmal Wilhelm Röpke geistreich als die Hauptaufgabe der Wirtschaftswissenschaft in der Gegenwart bezeichnete, scheint es auch sonst in unserer Zeit immer und immer wieder notwendig zu sein, historische Binsenwahrheiten zu wiederholen, von denen man glaubte, sie wären längst Gemeingut der Menschheit geworden.

Die Kenntnis der Geistesgeschichte beweist uns auf Schritt und Tritt, daß eine Generation, die an der Gegenwart keine Freude findet, die weit zurückliegende Vergangenheit idealisiert und sie mit einem romantisch-sentimentalen Schleier umgibt. Das Verständnis für diese Abkehr von der realen Wirklichkeit darf aber nicht davor hindern, solche Strömungen als reaktionär und unfruchtbar zu verurteilen. Sicher ist es heute sehr viel moderner (die Mode spielt in Weltanschauungsfragen eine nicht zu unterschätzende Rolle), den Liberalismus zu verdammen und der neuen „bündischen“ Gemeinschaft und dem Korporationsstaat das Wort zu reden, wie es ja immer populärer ist, im Schlamme konservativer Strömungen mitzuschwimmen, als gegen Unkultur und Reaktion die Fahne des Fortschrittes hochzuhalten. Das darf aber alle jene, die nach wie vor von der Durchschlagskraft der liberalen Ideen überzeugt sind, nicht hindern, auch in einem Heer von Feinden ihre zukunftsfreudige Weltanschauung mit aller Kraft zu verteidigen und die geistige Armut gewisser neu-romantischer Bewegungen mit aller Schärfe zu brandmarken.

Hinter der Abkehr vom Liberalismus und der immer laueren Einstellung gegenüber der Demokratie verbirgt sich durchaus nicht jene tatenfrohe und wagemutige Jugend, die bereit ist, nicht nur in leeren Worten, sondern durch aktives Handeln jene Volksgemeinschaft aufzurichten, die sonst nicht laut genug gepriesen werden kann. Mögen auch einzelne Führer dieser neuen politischen Bewegungen durchaus für eine konkrete, positive Idee mit ihrer Überzeugung eintreten, so kann die Tatsache doch nicht bestritten werden, daß die moderne antilibérale Bewegung in erster Linie getragen wird von der großen Interesselosigkeit und einem gewissen Mangel an Verantwortungsgefühl für die Angelegenheiten des öffentlichen Lebens, wie sie in breiten Kreisen der jungen Generation, namentlich auch in der akademischen Jugend, leider allzu oft zu Tage treten. Der eigentliche Grund für das Anschwellen der reaktionären Bewegung in der Schweiz, das wir überall beobachten können, liegt nicht in einem „Versagen“ des Liberalismus. Nicht der Liberalismus ist seiner Aufgabe nicht gewachsen, sondern ein Teil der heutigen Jugend ist nicht mehr fähig, den tiefen Gehalt der unvergänglichen Ideale der liberalen Weltanschauung zu verstehen und sucht nun in seiner geistigen Verlegenheit Zuflucht zu reaktionären Ideen. Diese Erscheinung mag vielleicht nicht zuletzt daher rühren, daß die Errungenschaften der liberalen Epoche heute vielen als eine Selbstverständlichkeit erscheinen, deren hohen Wert man nie im zähen und harten politischen Tageskampfe schätzen lernte. Aber breite Kreise lehnen die liberalen Freiheitsrechte auch deshalb ab und verlangen einen totalen Staat, weil sie die demokratische Pflicht, an der Bildung des Staatswillens mitzuhelfen, nicht mehr tragen wollen. Der Ruf nach einem autoritären Staat, der heute immer

lauter erhoben wird, ist nicht der Ausdruck einer höheren politischen Idee, sondern zeigt schlaglichtartig die Flucht vor der Verantwortung, die unser Staatswesen immer gefährlicher unterminiert. Demokratie und Liberalismus aber verlangen Staatsbürger, die freudig bereit sind, an der Bildung jener wahren Volksgemeinschaft mitzuhelfen, die nicht jeden Tag wie ein Propagandamittel verkündet, sondern in schlichter und bescheidener Kleinarbeit, in stillem Dienst an der Sache aufgerichtet wird.

Es soll hier nicht versucht werden, die Taten des Liberalismus eingehend zu würdigen und seine Verdienste im einzelnen aufzuzählen. Das wäre für seine Anhänger zu leicht und geeignet, die Gegner zu beschämen. Einer solchen Betrachtungsweise stehen jedoch auch grundsätzliche Bedenken entgegen. Eine politische Bewegung, die nur auf ihre vergangenen Taten abstellt und glaubt darauf ausruhen zu können, hat sich bereits aufgegeben. Gerade der schweizerische Liberalismus befand sich lange in der Gefahr, ob seinen gewaltigen Verdiensten in der Vergangenheit gelegentlich die Erfordernisse der Gegenwart zu vergessen, obschon die liberale Weltanschauung eo ipso das Bekenntnis zum Fortschritt in sich schließt.

IV.

Während sich nun aber die politische „Gestaltungskraft“ der antiliberalen Bewegungen in der Ablehnung der bestehenden Parteien, im Kampf gegen das „Bonzentum“ (den man aber wirksam nur innerhalb der Parteien führen kann) und positiv in der reichlich unklaren Sehnsucht nach einer neuen Gemeinschaft erschöpft, zeigt sich in ihrer Einstellung zu den wirtschaftspolitischen Problemen eine etwas bestimmtere Haltung, die im Postulat der ständischen Gliederung ihren konkreten Ausdruck gefunden hat. Es erübrigt sich für mich, hier auf eine einläßliche Erörterung der korporativen Ideen einzutreten. Die Auseinandersetzung kann auf einige wenige grundsätzliche Fragen beschränkt werden. Die Vertreter des Ständestaates gehen bei ihren Darlegungen in erster Linie vom Prinzip der Sachsoveränität aus, d. h. von jenem Prinzip, daß stets jenen die Entscheidung über eine Frage zuweist, die dafür sachlich zuständig sind. Man wird diesem Prinzip nicht jede Berechtigung absprechen können und wird es sogar sehr gut verstehen, daß es heute in den Vordergrund geschoben wird, da gerade in der Demokratie die große Gefahr besteht, daß ein Problem auch von solchen gelöst wird, die dazu sachlich nicht kompetent sind. Aber man darf deswegen nicht in den entgegengesetzten Fehler verfallen und das Prinzip der Sachsoveränität für allein richtig halten. Die konsequente Anwendung dieses Prinzips geht von Voraussetzungen aus, wie sie in unserm Wirtschaftsleben nirgends vorhanden sind. Der Glaube,

als ob durch den Einbau ständischer Elemente jene organische Wirtschaftsform gebildet werde, entspricht einer völligen Verkennung unserer volkswirtschaftlichen Struktur und beweist zugleich, wie die Vertreter des Prinzips der Sachsoveränität dieses am wenigsten auf ihre eigene Tätigkeit anwenden. Es handelt sich bei allen wirtschaftspolitischen Maßnahmen in erster Linie darum, dem Wirtschaftsleben jene Bahnen zu weisen, die der natürlichen Fortentwicklung entsprechen und nicht um die Errichtung eines Wirtschaftssystems, das vielleicht einem antiquierten Vorbilde gerecht wird, aber den tatsächlichen Erfordernissen entgegensteht. So muß denn auch die Erhebung der Berufsverbände zu öffentlich-rechtlichen Körperschaften nicht nur schwersten Bedenken rufen, sondern jeden, der die wirkliche Lage kennt, zur schärfsten und entschiedensten Bekämpfung dieser korporativen Idee führen. Gewiß besitzen die Berufsverbände die sachliche Zuständigkeit zu den in ihr Gebiet fallenden Fragen; aber man kommt doch nicht um die Feststellung herum, daß bei Allgemeinverbindlichkeit oder Gesetzeskraft der von ihnen getroffenen Maßnahmen diese nicht nur ihre Mitglieder, sondern einen größeren Kreis, ja in vielen Fällen die Gesamtheit des Volkes treffen würden. Die ganze bisherige Tätigkeit der Berufsverbände ist aber ein einziger Beweis dafür, daß sich diese ausschließlich von den höchst egoistischen Interessen der eigenen Verbandsmitglieder leiten lassen. Es wäre ja auch erstaunlich, wenn diese Verbände, die mit dem Zweck der Vertretung der gemeinsamen Interessen ihrer Berufsangehörigen gebildet wurden, sich plötzlich zu den berufensten Hütern der Interessen der Gesamtheit des Volkes entwickeln würden. Wenn von Seite der korporativen Bewegungen dieser Einwand damit widerlegt werden möchte, daß eben eine altruistische Wirtschaftsgesinnung, ein Wirtschaftsethos (rational gesehen sowieso eine *contradictio in adjecto*) Platz greifen müsse, so mag man diesem Wunsch zustimmen oder ihn ablehnen: Die Wirklichkeit kümmert sich um solche Werturteile nicht, sondern entwickelt sich nach ihren eigenen, ihr immanenten Gesetzen. Wer praktische Wirtschaftspolitik treiben will, wer verlangt, ernst genommen zu werden, muß sich auf dem Boden der Realitäten und nicht im luftleeren Raum bewegen. Und wer etwa anzunehmen bereit wäre, die Wirtschaftsgesinnung werde sich in der gewünschten Richtung entwickeln, besitzt wohl einen bergeversetzenden Glauben, einen Glauben, der aber durch das wirkliche Leben jeden Augenblick Lügen gestraft wird.

Es wäre natürlich ein leichtes, in diesem Zusammenhang noch auf andere Nachteile und Widersprüche der korporativen Ideen hinzuweisen. So wäre es außerordentlich interessant, die Frage aufzuwerfen, ob der korporative Staat auf demokratischem Wege oder nur in einer andern Staatsform verwirklicht werden könne. Ich will diese Frage hier nicht stellen, da ja die korporativen Organisa-

tionen „Neue Front“ und „Ordre et tradition“ über dieses immerhin entscheidende Problem selbst nicht einig sind.

Sicher ist zuzugeben, daß die Idee des Ständestaates ein höchst dankbares Diskussionsobjekt ist — aber nicht viel mehr; denn die wirtschaftliche Entwicklung läßt sich nicht in ein ausgeklügeltes Schema hineinpassen und Wirtschaftssysteme können nicht am grünen Tisch in hohem Gedankenflug, aber unbeschwert von jeder Sachkenntnis, aufgerichtet werden. So hat denn auch die Aussicht, daß es sich bei allen diesen Projekten für einen schweizerischen Ständestaat, die bereits jedem Verband bestimmte Aufgaben zuweisen wollen, um phantasiereiche Utopien handelt, für die Anhänger des Liberalismus etwas Tröstliches an sich. Unzweifelhaft wird unser Wirtschaftssystem mancherlei Änderungen entgegengehen; aber wie sich die hochkapitalistischen Formen des Wirtschaftslebens in jahrhundertlangem Ringen herangebildet haben, so wird auch eine neue Wirtschaftsordnung den alten Kapitalismus nicht von einer Stunde auf die andere, von einem Jahr auf das andere verdrängen. Jedes neue Wirtschaftssystem muß in verschiedenen Phasen des Aufbaus und der Rückbildung das alte ablösen und so dürfte es wahrscheinlich auch noch Jahrhunderte gehen, bis eine neue, auf ganz anderen Prinzipien aufgebaute Wirtschaftsordnung in völliger Geschlossenheit entstanden sein wird.

* * *

Wer sich in die Bestrebungen der modernen antikapitalistischen Bewegungen etwas vertieft, erhält immer stärker den Eindruck, daß die Forderung nach Aufrichtung des Ständestaates in der Hauptsache den Zweck verfolgt, der bloßen Negation der liberalen Ideen einen positiveren Hintergrund zu verschaffen. Der Liberalismus aber weiß genau, daß er heute dem Kampf um seine Existenz entgegengeht; denn die reaktionären Strömungen werden sich in den nächsten Jahren zweifellos noch verstärken. Diesen Kampf braucht der Liberalismus nicht zu fürchten. Mag auch vorübergehend die Reaktion ihr dunkles Haupt triumphierend erheben, mag sie die Welt und ihre Kultur beinahe zertrümmern, die feste Überzeugung, daß jene Weltanschauung, die die höchsten sittlichen Ideen verkörpert, nicht untergehen kann, der zuversichtliche Glaube an den Sieg des Fortschritts wird, wenn nicht morgen, so doch übermorgen, dem Liberalismus und seinen ewigen Menschheitsidealen zu neuer Macht verhelfen.

Werner König.

ANTILIBERALE BEMERKUNGEN.

Gern hätte ich das von Kommilitone Werner Kög im vorstehenden Aufsätze bearbeitete Thema „Liberalismus-Antiliberalismus“ als Ausgangspunkt für eine umfassende Aussprache über die heute brennenden Fragen der Staats-Gesellschafts- und Wirtschaftsgestaltung gewählt. Aussprachen im „Zürcher Student“ müssen aber mit Rücksicht auf den stets wechselnden Leserkreis innerhalb eines Semesters angehoben und abgeschlossen werden. Der wenige noch zur Verfügung stehende Raum läßt eine eingehende Replik nicht mehr zu. Auch eignet sich die Arbeit des Kommilitonen Werner Kög zu einer fruchtbaren sachlichen Auseinandersetzung kaum, zumal sie dort, wo es sich um gegnerische Angelegenheiten handelt, gerne in Phrasen und jener scheinbar sachlichen Unsachlichkeit schwelgt, die in der sogenannten besseren Parteipresse große Mode ist. Über seine ökonomischen und politischen Anschauungen will ich daher hier mit Kommilitone Kög nicht rechten. Wohl aber erlaube ich mir als Vertreter jener „Reaktion, die heute ihr dunkles Haupt triumphierend erhebt und die sich weder durch eine konkrete Idee noch ernsthafte Gedanken auszeichnen soll“, einige Bemerkungen, die die Auslassungen des Kommilitonen Kög über die angebliche Gesinnung der „antiliberalen Jugend“ und seine eigene Haltung betreffen, damit es nicht heiße: Qui tacet, consentire assumitur!

„Hinter der Abkehr vom Liberalismus“, schreibt Kög, „verbirgt sich durchaus nicht jene tatenfrohe und wagemutige Jugend, die bereit ist, nicht nur in leeren Worten, sondern durch aktives Handeln jene Volksgemeinschaft aufzurichten, die sonst nicht laut genug gepriesen werden kann. Es kann die Tatsache nicht bestritten werden, daß die moderne antiliberale Bewegung in erster Linie getragen wird von der großen Interesselosigkeit und einem gewissen Mangel an Verantwortungsgefühl für die Angelegenheiten des öffentlichen Lebens. Breite Kreise lehnen die liberalen Freiheitsrechte auch deshalb ab, weil sie die demokratische Pflicht, an der Bildung des Staatswillens mitzuhelfen, nicht mehr tragen wollen.“

Ich kann Kommilitone Kög nur bedauern, wenn er an unserer Hochschule keine andere Jugend kennen lernte und wundere mich, auf was er diese leeren Behauptungen stützt. Zum mindesten in den sog. antiliberalen Gruppen, auf die die Anklage gemünzt ist, habe ich noch keinen einzigen gefunden, auf den sie zuträfe. Wohl aber lernte ich manchen kennen, der glaubte, es mit seinem Gewissen nicht mehr verantworten zu können, die sogenannte aktive Mitarbeit am Staate in der von Kommilitone Kög geforderten Form weiterhin zu leisten, da sie n u r innerhalb der bestehenden politischen Parteien geleistet werden kann. Das wird solange dauern, bis die allzuvielen, die im politischen Leben unserer schweizerischen Gegenwart keinen Anschluß mehr finden, sich eigene Organisationen schaffen. Dies geschieht heute, zunächst unpolitisch, in den Bünden der Jugendbe-

wegung. Die Zeit aber drängt zur politischen Gestaltung, und Kommilitone K^öng wird meines Erachtens sein Urteil über die vermeintliche Verantwortungs- und Tatenlosigkeit der jungen Generation wohl rascher revidieren müssen, als er es vielleicht erwartet.

Was nun im speziellen den Korporationenstaat betrifft, so möchte ich den Kommilitonen K^öng bitten, etwas mehr bei der Wirklichkeit zu bleiben, da er sich doch so gerne über die „wirklichkeitsfremden Schwärmer“ lustig macht. Dazu gehört vor allem, daß man dem Gegner keine Dinge unterschiebt, von denen er selbst nicht spricht. An Autarkie und Mittelalter denkt unter den hiesigen Anhängern der korporativen Ordnung wohl niemand. Es blieb dem Kommilitonen K^öng und einigen seiner Gesinnungsgenossen aus der liberalen Tagespresse vorbehalten, diese Tendenz zu entdecken. Was aber das Wissen um die Wirtschaft und ihre Bedürfnisse und Gesetzmäßigkeiten anbetrifft, so darf man doch wohl Leuten wie Privatdozent Dr. Lorenz, der dem eidg. Volkswirtschaftsdepartement angehört, Dr. Bachmann, der mitten in einem der größten schweizerischen Industrieunternehmen steht, Nationalrat Schirmer, der den schweizerischen Gewerbeverband präsidiert, und vielen andern Anhängern der korporativen Ordnung wohl auch einige Erfahrung zubilligen. Mit offenen Augen mag man vielleicht erkennen, daß diese Leute auch recht bestimmte Vorstellungen darüber haben, was in der Schweiz geschehen sollte und geschehen kann. Im übrigen soll hier nicht im einzelnen auf Kommilitone K^öngs Auslassungen über die korporative Ordnung eingetreten werden, von der er wissen will, daß sie sich ja „noch nirgends bewährte“. Ein Hinweis auf das einschlägige schweizerische Schrifttum, insbesondere auf die im Februarheft besprochene Schrift von Privatdozent Dr. Lorenz, „Korporative Ordnung“, herausgegeben vom Schweizerischen Studentenverein (Verlag Walter, Olten), sowie auf meine eigene Broschüre „Vom Ständestaat der Gegenwart“ (Verlag Rascher & Cie., Zürich), oder auf das Jahrbuch der Neuen Helvetischen Gesellschaft: „Die Schweiz 1933“, mag statt dessen genügen. Es wäre ein leichtes, die vorstehende Arbeit weiter zu zerzausen. Es sei den Lesern überlassen. Gegen gewisse Anfechtungen hilft man sich am besten dadurch, daß man sie tiefer hängt!

Zum Schlusse nur noch dies: Wenn der Schreiber dieser Zeilen und mit ihm viele andere sich heute als Gegner des Liberalismus bekennen, so geschieht es ohne antiliberalen Affekt. Wir wissen die Bedeutung und Verdienste des Liberalismus wohl zu schätzen und wissen auch, welche liberalen Gedanken auch in einer unliberalen Zeit unverlierbar weiterwirken: Es ist das der Wille zur Freiheit in geistigen Entscheidungen. Diese Freiheit halten wir hoch, nicht die Freiheit der kapitalistischen Profitwirtschaft. Die Freiheit der geistigen Entscheidung aber gestattet uns, die gegenwärtige liberale Wirtschafts- und Gesellschaftsordnung selbst in Frage zu stellen, weil

wir Persönlichkeit und Menschenwürde durch ihre zersetzenden Auswirkungen heute bedroht sehen. Freiheit der geistigen Entscheidung erheischt Unvorheringenommenheit. Wir bemühen uns stets darum und wünschen daher auch unserm liberalen Kommilitonen Werner Kög nichts als etwas mehr liberale, unvoreingenommene Haltung.

Robert Tobler.

REZEPT ZU SCHMACKHAFTEN FRÜHLINGSFERIEN.

Meine Frühlingsferien vom letzten Jahr haben mir so gut gefallen, daß ich fast meine, ich müsse das Rezept dazu auch ändern kund tun. Was ich an Zutaten brauchte, ist bald aufgezählt: einen Bruder, der mit mir durch Dick und Dünn geht; eine Ski-Ausrüstung und die Möglichkeit, zerbrochene Bretter und Stöcke rasch zu ersetzen; Verwandte in Davos und Bergün, im Prättigau und Engadin, die nicht erschrecken, wenn man plötzlich unangemeldet hereinbricht; ein Sportabonnement der Rhätischen Bahn, mit dem man 14 Tage lang beliebig zwischen Jenaz, St. Moritz, Pontresina, Tiefenkastel und Süs herumrutschen kann, ferner einiges Training im Ski-Wachsen, einen guten Appetit und viel Humor.

Über die Beschaffenheit des eigenen und des Humors meines Bruders informierte ich mich rasch, indem ich am ersten Tag, an dem wir eigentlich von Davos ins Engadin wollten, beim Rucksackpacken das rohe Ei, das immer zur Herstellung eines appetitanregenden Apéros mitkommt, fallen ließ und darüber solange lachte, daß wir auf dem Bahnhof gerade noch den letzten Wagen des Zuges vorbeiflitzen sahen. Da lachte jeder über das verduzte Gesicht des andern so ausgiebig, daß darüber auch das rote Parsennbähnchen, dem wir nun in stillem Einverständnis zustrebten, uns vor der Nase abfuhr, ein Ereignis, das einen neuen, aufrichtigen Heiterkeitsausbruch zur Folge hatte. Wir lachten noch, als wir nachher vom Höhenweg, der damals noch Endstation der Parsennbahn war, zum Joch aufstiegen, und als wir uns dann auf der Weißfluh droben ins schweißtriefende Antlitz schauten, lachten wir wie Schulbuben bei einem gelungenen Streich, denn wir waren vorher ernsthaft und vernünftig übereingekommen, für den ersten Tag genüge wohl eine einfache Joch-Küblis-Abfahrt. Dann gingen wir an diese Küblis-Abfahrt, schlangen am steilen Hang zur Wasserscheide hinab unsere Telemark-Spuren ineinander, schoben unten einander in echt gespielter Entrüstung die Schuld daran zu, daß diese Spuren nicht wie runde Achter aussahen, sondern wie halbverhungerte Paragraphen, sausten dann doch einträchtiglich durchs Obersäbtäli hinunter, und unten an der Parsennfurka bogen wir wieder in heimlichem Einverständnis von der Kübliser-Route zur längern Fideriserroute ab,

schnallten in Fondoy wortlos die Felle wieder an und gingen wortlos an den heißen Aufstieg zur Straßberger Furka; die zwei Paar Stöcke und zwei Paar Ski bewegten sich in rhythmischem Gleichmaß wie die Glieder eines merkwürdigen, achtbeinigen Tieres; beider Atem ging hörbar im gleichen Takt und die hellen, klaren Schweißtropfen purzelten ungehindert zuerst jeden siebten und schließlich jeden dritten Schritt von Stirn und Nase. Die Sonne, die Wärme, die klare Luft, der gleißende Schnee, das Ineinanderklingen unserer Bewegungen: das alles vereinigte sich zu einer großen Freude, und als wir dann auf der Hochstelli drüben die Augen schließen mußten, vor der sich öffnenden Pracht und dann doch vorausgenießend mit den Blicken die weit geschwungenen Rundungen der Fideriser-Heuberge abtasteten, da fühlten wir auf einmal: die Sache wird gut.

Und wirklich ist sie gut geworden, diese Sache. Zwei Wochen lang waren wir jeden Tag auf einem andern Berg, einem andern Paß, wo wir nicht gleichen Tags zweimal über Parsenn gingen oder drei Tage hintereinander über Diavolezza. Zwei Wochen lang wußten wir selber nie, wo wir am nächsten Tag sein würden, und die Briefe, die man uns nachsandte, mochten sich vorkommen wie der Hase bei seinem Wettlauf mit dem Swinegel, nur hieß es am andern Ende der Furche nicht: „Ich bin schon da“, sondern „die sind schon lange wieder weg“. Unsere Verwandten waren nie sicher, wann wir sie überfielen. Wir kamen wie die Heuschreckenschwärme. Wir fraßen alles ratzekahl. Wurden wir gefragt, was man uns aufstellen dürfe, so sagten wir: „Bitte zuerst das, was am ehesten verdirbt, wenn man es nicht ißt“. Und meist hörten unsere Gelage bei Sardinien und Bündnerfleisch auf; was davor liegt in der Stufenleiter der Haltbarkeit, war vertilgt. Und einen Durst brachten wir immer mit! Wir tranken alles, was an trinkbarer Flüssigkeit aufzutreiben war, wie ein trockenes Bachbett Wasser schluckt. Dabei brauchten wir aber in den Bergen nicht etwa zu fasten; denn fürsorgliche Tanten versorgten unsere Proviantssäcklein reichlich. Wir hielten einmal an der Fuorcla Surlej im dicksten Schneegestöber ein Festessen ab, bei dem wir erst nach dem siebten Gang zum Hors d'œuvres kamen. Die Speise Butterbrot mit Salsiz und garniert mit gefrorenen Apfelschnitzen pflegte dabei in unseren Menus unter immer neuen, hochtönenden Namen zu erscheinen. Einen leichten Anflug von Sohwachsergeruch könnte man sich übrigens von solchen Mahlzeiten kaum wegdenken. An Etikette hielten wir uns nicht groß. Wir wachsten zwischen zwei Gängen unsere Bretter; wir zündeten nach dem ersten Gang schon die Pfeife an; wir lagen zwischen Suppe und Fisch eine halbe Stunde lang faul in der Sonne, oder wir ließen auch plötzlich den ganzen Hausrat auf den flachen Steinen bei der Diavolezza-Hütte liegen, schnallten die Felle zum Wiederaufstieg um den Bauch und legten jeder Hundert Telemark in den Pulverschnee

jenes letzten, langen Hanges, an dem schon so mancher, der zum ersten Mal von Bernina-Häuser her aufsteigt, sein Distanzschätzungsvermögen scheitern sieht.

Die Planlosigkeit und Ungebundenheit war eigentlich das Schönste an diesem brüderlichen Frühlings-Ski-Meeting. Ein Plan und ein Ziel zwar war doch da: Sonne und Schnee. Nur einmal erreichten wir das nicht: auf jener Fuorcla-Surlej-Tour, wo die Sonne durch Wind ersetzt war und der Schnee nicht nur den Boden bedeckte, sondern auch die ganze Luft erfüllte. Aber sonst errieten wir es immer gut. War das Wetter unsicher, so zogen wir uns auf den Abend nach Bergün zurück und saßen dort, wie die Spinne im Netz, lauernd, ob wir andern Tags nach Davos oder ins Engadin mußten, um die Sonne zu finden. Dann setzte es am Morgen immer einen gewaltigen Streit ab, wer zuerst aufstehen müsse, um am Telephon das Wetter zu erkunden, und in der Regel wurde es darüber so spät, daß wir mit knapper Not nur den Zug erreichten. Das Bahnpersonal kannte uns bereits; wir durften unsere Bretter oft im Packwagen wachsen, und darin, mit aneinandergestemmtten Füßen, Stöcke und Rucksäcke als Stütz- und Polstermaterial verwendend und ein halbes Coupé einnehmend, möglichst bequem zu fahren, hatten wir zuletzt eine rechte Routine. Oft traf man auch Bekannte an im Zug, Leute, denen man irgendwo in der Höhe begegnet war, mit denen man in diesen späten Frühlingstagen sich irgendwie heimlich verbunden fühlt in gemeinsamem Wissen um die Wunder des Märzschnees, im gemeinsamen Erleben eines schönen Ausblicks, eines steilen Aufstiegs oder einer rassigen Abfahrt; denn wer um diese Zeit in den Bergen ist, fährt Ski um des Skifahrens willen und nicht, weil es Mode ist, oder weil er weiß, daß am Weltsporthaus die Ski-Spur unfehlbar zu Jazz und zur Tanzbar führt.

So waren wir denn unter dem blauen Engadiner Himmel, wenn über Davos tagelang der Schnee fiel, und zogen doch wieder die ersten Spuren nach Küblis hinunter, wenn die Lawinengefahr vorbei war. Und war das Wetter auf beiden Seiten schön, dann durchstreiften wir die unerschöpflichen Skigebiete zwischen Davos und dem Engadin.

Frühlingsneuschnee ist göttlich. Ihn kann man nicht beschreiben, ihn muß man erlebt haben. Und dies Erlebnis kann nur begreifen, wer selbst schon die erste Spur durch weite Flächen gezogen hat, wenn die Ski-Spitzen gerade noch aus dem leichten Flaum hervorragen und einen sprühenden Gischt aufwerfen wie der Bug eines schnellen Motorbootes, wenn eine ganze Wolke von Staub glitzernd hinter einem her weht und die tiefe Spur hinter den Brettern sich schließt wie eine Wellenfurche. In solchem Schnee wußten wir uns oft kaum mehr zu helfen vor lauter Freude, und es war uns wie eine Krönung der Wohllust, wenn wir einmal aufjauchzend kopfvoran hineinflogen in diese unendlich weiße, weiche und bewegliche

Masse. Was tat's, daß ich an solchem Tag im Waldweg den Ski mittendurch brach, direkt unter der Bindung, wo keine Reserve- spitze mehr helfen kann: wir flickten ihn mit Konservenbüchsenblech und Schuhnägeln und ich fuhr damit noch bis Küblis; und wenn wir dadurch auch wieder einmal einen Zug verspäteten, so brachten wir es doch fertig, in Davos rasch Ersatz zu schaffen und zum zweiten Mal an diesem Tag die berühmte Joch-Küblis-Abfahrt zu machen, solange sie nicht wieder zu der ausgefahrenen und ausgeschliffenen Piste wurde, als die allein sie so manchen bekannt ist. Das schönste Schneelein aber trafen wir auf dem Porchabella-Gletscher an, als wir von Madulein nach Davos zogen. Dort war die Abfahrt so schön, daß wir nicht anhalten konnten bei der Keschhütte und weit ins Tal hinunterfahren, so daß wir nachher für dies verlängerte Vergnügen mit saurem Schweiß in verlängertem Wiederaufstieg auf den Sertigpaß büßten. Büßen ist zwar viel gesagt; wir schwitzten gerne und wetteiferten geradezu darin, wer in seinem Körperhaushalt den raschern Wasserumsatz zustande bringe. Zuletzt kam man sich dann aber auch direkt vor wie eine umgearbeitete Matratze; und der Überzug, wenigstens auf der Nase, wechselte alle paar Tage.

Was soll ich noch erzählen? Vom Aufstieg durch die Lärchenwälder des Engadins, vom Gleiten durch verschneites Tannendunkel, von stiebenden Stürzen am Steilhang, vom weiten Ausblick der Weißfluh, vom gewaltigen Gipfelkranz des Bernina zum Palü, von der Schroffheit der Isla Persa und dem fröhlichen Figur-Acht-Bahn- Fahren auf der Seitenmoräne des Morteratschgletschers, vom Farben- spiel gleißenden Schnees, warmroter Felsen und tiefblauen Himmels an der Fuorcla d'Eschia? Auch das sind Dinge, die man selbst er- leben muß, und jeder wird daraus ein wenig etwas anderes machen. Das Rezept aber, das ist gut. Ski-Heil! **Rudolf Frey.**

OFFIZIELLE MITTEILUNGEN.

JAHRHUNDERTFEIER DER UNIVERSITÄT ZÜRICH.

Wir geben unseren Kommilitonen folgendes, vorläufig festgesetztes

Program m

zur Kenntnis:

Freitag, den 28. April.

Abends: Empfang der Ehrengäste in der Aula. Fackelzug der Studentenschaft.

Samstag, den 29. April.

Vormittags: Im Lichthof des Vorlesungsgebäudes **Festakt.** (Festouverture von Othmar Schoeck.)

Mittags: Offizielles Bankett in der Tonhalle.

Abends: Festvorstellung im Stadttheater (Orpheus). Kommers der Korporationen.

Sonntag, den 30. April.

Vormittags: Wiederholung der Festrede von Rektor Prof. Fleiner und der Festouverture von Othmar Schoeck.

Nachmittags: Schiffahrt auf dem Zürichsee.

Abends: Studentenabend in sämtlichen Räumen der Tonhalle.

UNIVERSITÄT ZÜRICH.

(Fortsetzung von Seite 346, Nr. 9.)

b) Zum Doktor der Volkswirtschaft: Herr Hans **Wettstein**, von Zürich (Dissertation: Die Rohstoffversorgung der britischen Eisen- und Stahlindustrie); Herr Walter Andreas **Bechtler**, von St. Gallen (Dissertation: Ubah, eine Untersuchung der in der „Union des branches annexes de l'horlogerie“ [Ubah] zusammengefaßten Spezialindustrien der schweizerischen Uhrenindustrie, mit spezieller Berücksichtigung ihrer Kartellierungsfähigkeit).

An der medizinischen Fakultät haben promoviert: Fräulein Elisabeth **Gasser**, von Winterthur (Dissertation: Die Höchstwehenzahlen der Spontangeburt von Mehrgebärenden mit engem Becken und vorzeitigem Blasensprung, sowie deren Einfluß auf Mutter und Kind); Fräulein Hedwig **Brunner**, von Zürich (Dissertation: Virulenzbestimmungen vor der operativen Behandlung der Uteruscarcinome, unter besonderer Berücksichtigung der Virulenzänderung nach Röntgenbestrahlung); Frau Fridy **Plattner-Heberlein**, von Untervaz, Graubünden (Dissertation: Persönlichkeit und Psychose asthenischer und pyknischer Schizophrener); Fräulein Charlotte **Eidenbenz**, von Zürich (Dissertation: Die Macula lutea und ihre Umgebung im Lichte bisher empfohlener Methoden der rotfreien Ophthalmoskopie); Herr Aloys **Ettlin**, von Kerns, Obwalden (Dissertation: Die in den Jahren 1924/25/26 bei der Schweizer Unfallversicherungsanstalt angemeldeten Scapulafrakturen); Herr Hans Oscar **Pfister**, von Hombrechlikon (Dissertation: Zählungen über Zunahme und Altersaufbau der Patienten der Psychiatrischen Klinik Burghölzli-Zürich); Herr Emil **Schultheß**, von Zürich (Dissertation: Die Resultate der konservativen Behandlung entzündlicher Adnexerkrankungen in den Jahren 1924—1931); Herr Oskar **Bucher**, von Burgdorf (Dissertation: Schultz-Dalesche Versuche mit Tuberkulinpräparaten); Fräulein Hedwig **Lüscher**, von Oberentfelden, Aargau (Dissertation: Resultate der chirurgischen Behandlung der Lungentuberkulose mit besonderer Berücksichtigung der Thorakoplastik und der Phrenicusexairese); Herr Richard **Hopf**, von Thun (Dissertation: Zur Osteochondritis deformans juvenilis coxae); Herr Franz **Ramel**, von Gretzenbach, Solothurn (Dissertation: Die Linksverschiebung im weißen Blutbild bei der Tuberkulose, mit besonderer Berücksichtigung der chirurgischen Tuberkulose); Herr Naum **Levin**, von Libau, Lettland (Dissertation: Zur Kasuistik des Ertrinkungstodes).

An der medizinischen Fakultät haben zum Doktor der Zahnheilkunde promoviert: Herr Hans **Aeberly**, von Meilen und Männedorf (Dissertation: Praktische und experimentelle Untersuchungen über die Verwendungsmöglichkeiten des Dentocolls als Abdruckmasse); Fräulein Irene **Honegger**, von Zürich (Dissertation: Histologische Untersuchungen über die apikalen Heilungsvorgänge entpulpter Zähne nach Einwirkung von Chlorphenolkampfermenthollösung und Chlorphenolkampfermenthol-Jodoformpaste [Methode Walkhoff] auf das gesunde Periodontium); Herr Hans von **Weißbenfluh**, von Innertkirchen, Bern (Dissertation: Über Tuberkulose und Schwangerschaft vom chirurgischen Standpunkt).

An der veterinär-medizinischen Fakultät hat promoviert: Herr Jakob **Kühne**, von Rieden, St. Gallen (Dissertation: Die Bewertungskarte als Hilfsmittel der Exterieurbeurteilung des Rindes in den europäischen Zuchtgebieten).

An der philosophischen Fakultät I haben promoviert: Frau Martha **Amrein**, von Zürich (Dissertation: Rhythmus als Ausdruck inneren Erlebens in Dantes Divina Commedia); Fräul. Esther **Gamper**, von Winterthur (Dissertation: Dichter und Dichtertum zur Zeit des Jungen Deutschland); Fräulein Marguerite **Strehler**, von Uster (Dissertation: Der Dekadenzgedanke im „Yellow Book“ und „Sawoy“); Fräulein Juliette **Sagne**,

von La Sagne, Neuenburg (Dissertation: Le Sentiment de la Nature dans l'œuvre de Stendhal); Herr Hans Martin Stückelberger, von Basel und Winterthur (Dissertation: Johann Heinrich Waser); Herr Domenico Bazzell, von Sent, Graubünden (Dissertation: Zur Geschichte des historischen Dramas im Altertum); Fräulein Bertha Bobhart, von Oberwangen (Dissertation: Die Benennungen der Omelette auf französischem Sprachgebiet); Herr Julius Rüttsch, von Pfäffikon, Zürich (Dissertation: Das Dramatische Ich im deutschen Barock-Theater); Herr Ernst Schenkeli, von Hochfelden, Zürich (Dissertation: Fichte und der demokratische Gedanke).

An der philosophischen Fakultät II haben promoviert: Herr Rudolf Morf, von Kyburg (Dissertation: I. Zur Kenntnis des Carotins. II. Über das Wachstums-Vitamin im Lebertran und seine Beziehungen zum Carotin); Herr Heinrich Gutersohn, von Zürich (Dissertation: Relief und Flußdichte); Herr Werner Oswald, von Luzern (Dissertation: Wirtschaft und Siedlung im Rheinwald); Herr Ignaz A. Reichstein, von Zürich (Dissertation: Titantrichlorid als Reduktionsmittel gegenüber Flavon, Flavanon und deren Derivaten).

Zürich, den 14. Dezember 1932. Der Universitäts-Sekretär: F. Peter.

ZENTRALSTELLE.

Wo besorgt der Student sich seine Bücher?

Wir wissen, wir helfen uns selbst, wenn wir in die Zentralstelle gehen. Es ist ja gerade heute für uns wichtiger denn je, eine Gelegenheit zu haben, um uns das Studienmaterial zu etwas moderierten Preisen zu verschaffen. Doch wissen viele von uns noch nicht, daß die Zentralstelle auch in den Ferien für uns offen steht: Di und Do: 14—17 Uhr; Sa: 9 bis 12 Uhr. Schriftliche Bestellungen werden sofort ausgeführt.

Berichtigungen. Im Februar-Heft sind unter den Mitteilungen der Studentenschaft der Universität Zürich Namen und Adressen der nachfolgend genannten Kommissionspräsidenten falsch bezeichnet worden und demzufolge abzuändern:

Lesesaalkommission: Glättli, phil. I, Kalkbreitestraße 88, Zürich.

Bibliothekkommission: Job, ing., Rigistraße, Zürich.

A.S.K.: Kropf, iur., Hochstraße 60, Zürich 7.

Vergünstigungen: Weißmann.

Fakelzugkommission: P. Smolensky, Volkmarstraße 4, Zürich.

Ferner wurde der Name des Verfassers der Berichte über die akademischen Skiwettkämpfe aller Länder verstümmelt. Er heißt D. Rosowsky.

Im April-Heft soll anläßlich der Hundertjahrfeier der Universität Zürich, die Gesamtheit der studentischen Werke, Einrichtungen und Organisationen dargestellt und gewürdigt werden, ähnlich wie es im vergangenen Mai mit bezug auf die Arbeitskolonien geschah. Dazu werden wohl in erster Linie die gegenwärtigen und ehemaligen Leiter der einzelnen Organisationen berufen sein. Doch sind weitere Mitarbeiter erwünscht. Wer Lust hat, bei dieser Festschrift mitzutun, der melde sich bis spätestens den 15. März bei der Schriftleitung, wo bereitwilligst alle Auskünfte erteilt werden.

Nachdruck von Artikeln nur mit Zustimmung der Redaktion gestattet.

Zuschriften sind an die Redaktion des Z.St., Universität, Zimmer 2, oder an die Privatadresse des Redaktors, Drusbergstr. 10, Zürich 7, zu richten.